

A la Suisse

Autor(en): **Nauer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

A L A S U I S S E

Sagen Sie nicht, Weltenbummler hätten weder Sorgen, noch Nöte, noch Probleme. Zwar — das gebe ich zu — müssen sie sich nicht nach dem Programm eines Verkehrsbüros richten, das jedes Detail der Reise schön brav vorgekauft und organisiert hat; Weltenbummler müssen sich auch nicht an einen Fahrplan halten und müssen nicht dorthin fahren, wohin die Fahrkarte lautet; dann müssen sie auch kein Inventar führen über zu verschickende Ansichtskarten, und sie brauchen auch nicht im bestellten Hotel zu schlafen, wenn es ihnen im Bistro nebenan besser gefällt. Das und vieles andere müssen Weltenbummler in der Tat nicht. Und doch: manchmal haben sie grosse und schwierige Probleme . . .

Auf irgend welchen unvorhergesehenen Wegen war ich nach Lyon gekommen. Auf irgend welchen unvorhergesehenen Wegen wollte ich weiter ziehen. Der grosse Strom der Fremden zog sich entweder vom Bahnhof in die Stadt, oder von der Stadt in den Bahnhof. Das aber konnte nicht mein Weg sein, vor allem, weil ich — zweitens — kein überflüssiges Geld für Bahnfahrten besass. So trottete ich Tag für Tag in der Stadt herum, nach einer unbestimmten, aber bestimmt vorhandenen Gelegenheit zu einem «Klimawechsel» suchend, bis ich auf eine ganze Anzahl herrlich verrosteter und anderer Schleppkähne stiess. Viele lagen leer am Quai angebunden; bei andern verriet nur ein kleines Räuchlein, dass sie allerhand vor oder hinter sich hatten, und wieder andere waren hör- und sichtbar bewohnt. Und zu diesen zog es mich hin. Bald hatte ich mir als Angriffsobjekt einen wundervollen, fast hundert Meter langen Petroltanker ausgesucht, der eben mit langen und ungeheuer dicken Saugrohren entleert wurde.

Rasch bahnte sich mit dem Kapitän ein Gespräch an. Er erzählte mir stolz von den technischen Daten seines Schiffes, und ich dachte sehnsüchtig an die Fernen, die dieses Boot schon angelaufen hatte und noch anlaufen würde. Als ich ihm schüchtern beibrachte, dass ich mitfahren möchte, lachte er

herzlich. Dazu brauche es Facharbeiter; er habe hier ein vortreffliches Team und er selber kenne jeden Meter Fluss bis nach Marseille hinunter. Doch plötzlich hielt er in seiner Erzählung einen Moment inne und fragte mich, ob ich kochen könne. «Un peu», stotterte ich, «mais seulement à la Suisse.» Und mein herber helvetischer Akzent muss ihm irgendwie gemundet haben, denn lachend hielt er an seiner «bonne idée» fest und sagte: «Also, versuchen wir's einmal à la Suisse. Auf einem Petroltanker ist man ja an allerlei Geschmäcker gewöhnt.» Dieses «à la Suisse» hatte ich nun allerdings eher als entschuldigende Ausrede anbringen wollen. Aber jetzt gab mir mein Kopf einen Rückzug nicht mehr zu.

Was die französische Küche ist, weiss ich von den Speisekarten und den Preisen in unsern entsprechenden Restaurants; was die deutsche Küche ist, weiss ich so wenig wie die Deutschen selber; was italienische Küche ist, weiss ich von meiner kleinen Angela her; aber à la Suisse? Rösti, schoss es mir durch den Kopf, jawohl, Rösti mit Speck, und Rösti ohne Speck, und Rösti mit und ohne Zwiebeln, und Rösti mit und ohne Spiegeleier. Beim weitem Umschauhalten nach schweizerischen Kulinarieren kam mir plötzlich das Liedchen in den Sinn: «Hei Chäas und hei Anke. . .» Richtig, Käse, ça c'est la Suisse! Also: auch Rösti mit Käse. — Und Käse allein — und Käse gekocht! Gekocht?

Ja, das war die Königs idee! Käse gekocht — Fondue! Mit Fondue wollte ich den Kapitän und die fünfköpfige Besatzung überraschen.

Gegen Abend glitt der lange Kahn langsam zum Hafen hinaus, und als die sinkende Sonne die lustigen Wellen der Rhone rötete, zog ich mich, mit einer karierten Schürze angetan, in die blitzsaubere Küche zurück, die, so hoffte ich inbrünstig, bis Marseille mein Wirkungsfeld sein sollte. Mit eleganten Bewegungen traf ich die nötigen Vorbereitungen für die Mahlzeit, wohl wissend, dass ich von verschiedenen Seiten beobachtet wurde. Als ich den Käse gerieben hatte und ihn in den heissen Wein einzurühren begann, verliess einer der Matrosen seinen Beobachtungsposten unter meiner Küchentüre, und ich hörte, wie er oben zum Kapitän sagte: «Ein seltsamer Schiffskoch ist das, unsern schönsten Käse, den wir mit Müh' und Not herbeigeschafft haben, schmeisst er in eine Pfanne.» Zwar beruhigte der Kapitän den Matrosen: «C'est à la Suisse . . .», doch hatte ihn die Neugierde doch auch gepackt, denn bald stand er mit zugekniffenen Augen neben mir, schnupperte erst miss-

trauisch, dann jedoch sichtlich mit Wohlbehagen um den Kochherd herum. Als die «soupe au fromage à la Suisse» fertig war und ich ihm als erstem eine Gabel mit einem Brotwürfel daran in die Hand drückte, schüttelte er lachend den Kopf, brummte etwas von «drôles de gens» und . . . verbrannte sich den Mund. Das war das Zeichen für die auf der Lauer liegenden Matrosen, ebenfalls am Tisch Platz zu nehmen und Gabel und Brot zu ergreifen. Dann aber siegte die unwiderstehliche Macht des Fondues. Es schmeckte allen wunderbar und, was vielleicht noch wertvoller war, es schuf jene persönliche Atmosphäre der Freundschaft, die, wie es sich wirklich zeigte, über die Mahlzeit hinaus weiterbesteht. Auf jeden Fall: mein Ansehen als Koch war unbestritten. Ich genoss alle erdenklichen Vergünstigungen auf der Fahrt nach Marseille hinunter. Vor allem aber musste ich nicht — was mich davon abgehalten hatte: mit Rösti meine Karriere beginnen — Kartoffeln schälen . . .

Peter Schnabel

BEGEGNUNG MIT EINEM NAMENLOSEN

Als ich nach Hause ging, war er plötzlich hinter mir. Ein kleiner krummbeiniger und verwahrloster Kerl mit hungrigen Augen. Ein Hund. Er ging mir durch die ganze Stadt nach. blieb ich stehen, blieb er ebenfalls stehen. Senkte dann den Kopf und sah mich an. Sie kennen diesen Blick vielleicht: von unten herauf, flehend und einsam. Er bellte nicht, er sprang nicht um mich herum. Er war einfach da. Langsam wurde er mir lästig. Ich musste nach Hause. Man wartete auf mich. Und ich durfte keinen Hund heimbringen. Besonders keinen solchen Hund. Denn schön war er nicht. Eine Boulevardmischung. Kein Mensch hätte zu sagen vermocht, welcher Rasse er vielleicht und ganz von ferne angehörte. Ein Dackel war er bestimmt nicht, obwohl er klein und

krummbeinig war. Mag sein, dass unter seinen Urgrossvätern mal ein Dackel war.

Nun, ich hatte keine Zeit für Stammbaumforschungen. Ich wollte nach Hause, und wollte den Köter loswerden, der da, ich wusste nicht warum, eine plötzliche Zuneigung zu mir gefasst hatte. «Mach, dass du fortkommst!», sagte ich wütend. Wieder senkte er den Kopf und schaute mir von unten her in die Augen. Es war ein leidenschaftlich flehender Blick. Ein Hundeblick wie er im Buch steht. Und ganz innen wurde ich davon angerührt. Er tat mir leid. Aber helfen konnte ich ihm nicht. Ich durfte ihn ganz einfach nicht nach Hause bringen. Meine Eltern wollten keinen Hund mehr, seit sie den letzten hatten erschiessen lassen müssen. Und gar einen so verwahrlosten und hässlichen Köter. Man hätte uns ja überall ausgelacht. «So mach doch endlich, dass du fortkommst», schrie ich noch einmal und trat nach ihm. Er jaulte ein bisschen, wich meinem Fuss aus und sah mich von neuem mit jenem Blick an, der mich hilflos machte. Und auf einmal, ihr werdet es nicht glauben, machte er Männchen. Stellte sich auf die Hinterpfoten, liess die Vorderpfoten hängen und blickte mich an, als ob er sagen wolle: «Was sagst du jetzt dazu?»

Ich musste lachen. Es war zu komisch. Hunde mag ich sowieso gut. Aber was sollte ich tun? Dieser Köter da warb um mich wie ein Verliebter um eine Frau. Er wollte mir mit seiner Geschicklichkeit imponieren, mich mit seinem flehenden Blick erweichen. Er warf alles in den Kampf um meine Zuneigung. Und doch: diesen Hund, verwildert, struppig, dessen Pfoten stets zuckten, als ob er sich kratzen wolle, der also voller Flöhe war, ihn durfte ich nicht heimbringen. O nein, gewiss nicht. Obwohl — meine Sympathie hatte er sich erobert. «Mach, dass du fortkommst!» sagte ich noch einmal. Aber nicht mehr so grob. Und ging weiter.

Der Hund auch. Ich sage euch: er begleitete mich nach Hause, als ob er zu mir gehöre. Ich machte rasch die Haustüre auf und schloss sie, so dass er draussen bleiben musste. Da begann er leise zu jaulen. Mir war, er jammere und flehe mich an, ihn doch hineinzulassen.

«Mutter», sagte ich zwischen Lachen und Weinen, «da draussen ist ein Köter, der läuft mir schon die ganze Zeit nach. Hörst du ihn jaulen?»

«Ja», sagte sie. Sie machte leise das kleine Guckfenster auf und sah hinaus. «Er liegt vor der Türe und wartet. Schön ist er nicht. Aber er hat einen